

Dann weicht man sie ein und brät sie, bis sie knusprig wird. Dem Fett fügt man kein Polygonum bei. Dann nimmt man Reis-

grieß, spült es in Wasser ab, schneidet das Brustfett eines Wolfes ganz fein, mischt es mit dem Reisprieß und macht daraus eine Sauce.

## CHINESISCHER HUMOR

### DER ERBE

Schī Tai Dsi war gestorben. Er hatte keinen vollbürtigen Sohn, aber sechs Söhne von Nebenfrauen. Es wurde das Orakel befragt, wer sein Nachfolger werden solle. Der Priester sprach: „Wenn ihr euch gebadet haben werdet und euren Jadeschmuck angelegt, so wollen wir das Zeichen des Orakels einholen.“ Fünf der Söhne badeten sich und legten ihren Jadeschmuck an. Der sechste, Schī Ki Dsi, aber sprach: „Wann ist es vorgekommen, daß jemand, der in Trauer um seine Eltern ist, sich badet und festlich schmückt?“ So badete er nicht und legte keinen Nephritschmuck an. Und siehe da, das Zeichen des Orakels fiel auf ihn. Die Leute von We hielten dafür, daß die Orakelschildkröte weise geurteilt habe.

### MENSCHENOPFER

Tschen Dsi Gü war in We gestorben. Seine Frau und sein Hausmarschall berieten, daß man ihm Menschenopfer schlachten solle. Nachdem sie sich dazu entschlossen hatten, kam der Bruder des Verstorbenen, Tschen Dsi Kang. Sie sagten zu ihm: „Unser Meister war krank. Nun hat er niemand, der da drunten für ihn sorgt; wir bitten, bei seiner Beerdigung ihm Diener mitzugeben.“ Dsi Kang sprach: „Menschenopfer mit ins Grab zu geben, entspricht eigentlich nicht der Sitte. Wenn er aber in seiner Krankheit (auch nach seinem Tode) noch immer der Pflege bedarf: wer ist besser geeignet dafür als seine Frau und sein Hausmarschall? Wenn es sich nicht vermeiden läßt, so wünsche ich, daß die beiden es für ihn tun.“ Darauf nahm man von der Sache Abstand.

## BUCHERBESPRECHUNGEN

Florence Ayscough, Tu Fu. The autobiography of a Chinese Poet. A. D. 712—770. Arranged from his poems and translated by Florence Ayscough. I.: A. D. 712—759. London: Jonathan Cape, Boston & New York: Houghton Mifflin Company, 450 Seiten. sh. 21.

Unter den Dichtern der Tangzeit ist in Europa bei weitem der bekannteste Li Tai Be, während in China als Dichter Du Fu ihm wohl den Rang ziemlich allgemein streitig macht. Der Grund ist, daß Li Tai Be weniger unmittelbar mit der Geschichte verknüpft ist als Du Fu und daher der Übersetzung zunächst zugänglicher erscheint als dieser. Deshalb ist er den Übersetzern weit häufiger

in die Hände gefallen als Du Fu. Damit soll nicht gesagt sein, daß er in Europa tatsächlich besser verstanden wurde; denn die meisten jener Übersetzungen sind von mancherlei Mißverständnissen voll. Namentlich ist der Umstand zu beachten, daß Li Tai Be nicht ein primitiver Dichter ist, sondern daß seine Gedichte alle eine lange Vergangenheit hinter sich haben, auf die sie anspielen und die in ihnen stimmungsmäßig widerklingt. Dieser Hintergrund historischer Anspielungen, der den Stimmungsgehalt bereichert und die Kunstform verfeinert, ist überhaupt das Charakteristikum der klassischen Tangpoesie und das Haupthindernis für ihre adäquate Übertragung in europäische Sprachen,

weil auch bei einer sachlich richtigen Wiedergabe der Hintergrund zu flach erscheint. Bei Du Fu ist sein Werk außer diesen allgemeinen Anspielungen durchwoben mit Beziehungen zu seinem Leben und der Geschichte seiner Zeit, ein Umstand, der ihn dem chinesischen Herzen gerade um so näher bringt, während er für den Übersetzer weitere Mauern vor das Verständnis baut.

Unter diesen Umständen wird man leicht verstehen, welche Bedeutung dem Werk von Mrs. Ayscough zukommt. Es handelt sich um nichts geringeres als eine Eroberung dieses bedeutendsten chinesischen Dichters für die europäische Literatur, der er durch seine soziale Empfindung und vaterländische Verbundenheit besonders nahesteht. Sie hat darauf verzichtet, in dilettantischer Weise einzelnes Leichtere herauszugreifen, sondern hat sich daran gemacht, das ganze Aktenmaterial vor den Lesern auszubreiten. Die chinesischen systematischen Ausgaben von Du Fu teilen sein Werk entweder nach Gegenständen, wie z. B. eine Abteilung Gedichte über den Mond, über den Regen usw. Aber es ist natürlich sehr schwer, eine derartige Aufteilung restlos durchzuführen, denn selten ist ein Gedicht auf einen einzelnen Stimmungston beschränkt. Darum verdienen die anderen entschieden den Vorzug, die die Gedichte Du Fu's in biographischer Reihenfolge anordnen. Eine solche Ausgabe ist der berühmte Du-Fu-Kommentar von Yang Lun: Du Schi Ging Tsüan aus der Kiënlung-Zeit, den Mrs. Ayscough ihrem Werk zugrunde gelegt hat. In Annalenform werden Jahr für Jahr die wichtigsten politischen und biographischen Ereignisse aufgeführt, worauf eine Auswahl der darauf bezüglichen Gedichte des Meisters gegeben wird. Auf diese Weise wird gar vieles ganz von selbst dem Verständnis nähergebracht. Der bis jetzt vorliegende 1. Band umfaßt die Jahre

712—759, der 2. Band, dem man mit Spannung entgegensehen darf, wird den Rest bis zum Jahr 770 enthalten. Beigegeben ist dem Text eine vollständige Angabe der Titel der Gedichte Du Fu's nach dem Du Schi Ging Tsüan, topographische Notizen, eine historische Annalistik, ein biographischer Index der in den Gedichten erwähnten Persönlichkeiten und eine Bibliographie chinesischer und europäischer Werke über ihn. Ebenso ist noch ein Verzeichnis ungewohnter Ausdrücke mit Erklärung und ein Index beigelegt. Eine Menge von Strichätzungen beleben den Text, verschiedene Karten und eine Photographie nach einem Ahnenbild Du Fu's in Tschengtu dienen zum Verständnis. Daraus ergibt sich, wie das Werk von einer streng wissenschaftlichen Sachlichkeit durchdrungen ist. Die Verfasserin hat auch darauf verzichtet, die Übersetzungen in geläufigem Englisch wiederzugeben, sondern überträgt sie Wort für Wort so genau wie möglich, es dem Leser überlassend, den Zusammenhang herzustellen. Vielleicht geht sie dabei oft etwas zu weit. Letzten Endes ist bei der Poesie Übersetzung immer Übertragung, und man muß den Mut haben, seine eigene Auffassung, die dem Urtext so nah wie möglich angepaßt sein muß, zu geben, auch wenn sie diesen nicht in allen seinen Beziehungen wiedergibt. Vielleicht ist auch der Versuch, die chinesischen Zeichen nicht nur in ihrer eigentlichen Bedeutung wiederzugeben, sondern in ihrer ideogramatischen Ableitung, zu weitgehend. Es wäre ungefähr, wie wenn wir das Wort Begriff auf greifen zurückführen würden. Es entstehen dadurch Ober-töne, die dem Wort in seinem heutigen Gebrauch nicht mehr eigen sind. Aber all diese Dinge tun dem Wert dieser sorgfältigen Arbeit keinen Eintrag. Wir sind der Verfasserin zu uneingeschränktem Dank verpflichtet, uns dieses klassische Werk geschenkt zu haben.

Richard Wilhelm.

Der Große Brockhaus, Handbuch des Wissens in 20 Bdn., 15., völlig neu bearb. Aufl. Band 2 (Asu—Bla) und 3 (Ble—Che). F. A. Brockhaus; Leipzig 1929.

Beide Bände sind wieder mit der bei diesem gediegenen, alten Verlage üblichen Sorgfalt und Liebe zur Sache abgefaßt und ausgestattet. Die Fortschritte in der Wissenschaft und Technik, in Politik und Wirtschaft sind gebührend berücksichtigt, und das reichliche Bildmaterial verdient Lob.

Immerhin scheint die Hand des Verlags nicht gleichmäßig glücklich gewesen zu sein. Dies müssen wir besonders bei dem Artikel über Buddhismus feststellen. Es ist natürlich sehr schwer zu entscheiden, wieweit in einer allgemein verständlichen Darstellung auf die eigentlichen Probleme der buddhistischen Welt- und Lebensanschauung eingegangen werden soll, daher sei auch über die Darstellung der Hinayāna-Lehre hier weiter nichts bemerkt. Von Druckfehlern sei angemerkt: Abbidhammapitaka für Abhidhammapitaka (das linguale t wird leider nicht vom dentalen unterschieden) auf S. 475,2 und einige Zeilen weiter: Agama für Āgama. Darüber, daß das Lexikon nicht das in der Wissenschaft international übliche System der Umschreibung anwendet, sei hier auch hinweggegangen, obwohl die dadurch hervorgerufene Nichtunterscheidung einer großen Reihe von Konsonanten störend wirken kann. Der Hauptpunkt, den wir aussetzen müssen, ist die viel zu knappe Darstellung der Mahāyāna-Lehre. Anscheinend hat ein Indianist den Artikel zur Bearbeitung gehabt. Es wäre dringend zu wünschen, daß künftig der Verlag die Arbeit an dem Artikel entsprechend den Konfessionsgebieten an mehrere Buddhisten verteilt, also einem Indianisten die Bearbeitung des Pāli-Buddhismus übergibt, während der Sanskrit-Buddhismus am besten von einem Buddhisten, der sowohl die indischen Sprachen wie Tibetisch beherrscht,

bearbeitet wird. Dieser könnte dann auch die Darstellung des Lamaismus übernehmen. Der chinesische und der japanische Buddhismus müßte von einem oder zwei Spezialisten beschrieben werden, die sowohl in diesen Sprachen wie in den indischen und im Tibetischen zu Hause sind.

Jedenfalls sollte bei der nächsten Auflage diese Trennung der verschiedenen Gebiete der Buddhistologie erfolgen und die Anfänge des Mahāyāna und der Lamaismus einer besonderen Bearbeitung durch einen Spezialisten unterliegen. Ganz abgetrennt hiervon muß die Darstellung des ostasiatischen Buddhismus werden. Jeder Laie weiß doch heutzutage z. B. einiges über Zen-Buddhismus (wenn nicht aus anderen Quellen, dann aus den populären Kunsthandbüchern mit ihren Andeutungen von Zen-Kunst, Teezeremonie usw.) und verlangt hier Näheres zu hören. Es ist dringend notwendig, daß da einmal klare Begriffe einziehen. Berücksichtigt man ferner, daß die alten Sektenbildungen des frühen Mahāyāna im chinesischen Buddhismus fast keine Rolle mehr spielen, sondern daß die kirchengeschichtliche Entwicklung zu einer Typenbildung geführt hat, die der Chinese mit den drei Worten „Dsung Giau Lü“ bezeichnet, d. h. etwa „intuitive, scholastische, disziplinäre“ Richtung, so erhellt, daß die kurzen Angaben über die Anfänge des Mahāyāna und die dürftigen Hinweise auf China in keiner Weise ausreichen. Die „intuitive“ oder kontemplative Richtung, die in Nordchina die vorherrschende ist (ihr entspricht in Japan die Zen-Richtung), ist eine selbständige chinesische Entwicklung, die im frühen Mahāyāna überhaupt nicht vertreten ist. Die „scholastische“ Richtung umspannt u. a. Trümmer der alten Sekten, aber die dogmatisch vorherrschende ist die rein chinesische Tiēn-Tai-Sekte mit ihrer harmonisierenden und katholisierenden Lehre. Daneben besteht noch, besonders stark in Südchina, die

„disziplinäre“ Richtung, die sich von den scholastischen Entwicklungen ziemlich und von den Anschauungen der kontemplativen Richtung ganz freigehalten hat, aber doch in ihrer Ausgestaltung genügend eigenes chinesisches Gepräge zeigt, um sich von der indischen Grundlage scharf abzuheben.

Aus der Sonderart des chinesischen Buddhismus ergibt sich die Notwendigkeit, ihn auch gesondert zu behandeln. Von den Weiterentwicklungen im japanischen Buddhismus will ich hier nicht reden.

Von Druckfehlern oder Irrtümern sei noch bemerkt: S. 478, 1 statt „namo Amida“ heißt es richtig: jap. namu Amida-butsu, chinesisch na-mo A-mi-to-fo. Ferner ist statt Arjasanga zu schreiben Ārjāsanga (das Lexikon schreibt i consonans mit j). Die Literaturangaben enthalten fast gar nichts über Mahāyāna.

Ein Wort muß noch zu den Bildern für den Artikel „Buddhismus“ gesagt werden. Blatt I, Bild 1 ist kein Buddha, sondern ein Heiliger (vielleicht der Lohan Vanavāsa?). Als Bild 1 gehört überhaupt an dieser Stelle ein Buddha aus Gandhāra abgebildet. Dafür kann ein chinesischer Buddha an Stelle des japanischen (Bild 4) kommen. Bild 8, ein Tempel in Bangkok (durchaus nicht der charakteristischste siamesische Tempelkunst in dieser Stadt) darf überhaupt wegfallen. Statt dessen sollte ein Klosterbau ältesten Stils Ostasiens erscheinen, etwa der Hōryūji bei Nara (Japan) mit der typischen Zweiheit von Pagode und „Goldener Halle“, und an Stelle von Figur 9 (mit Überspringung der mittleren Stile) ein in Aufsicht gut sichtbares chinesisches Bergkloster für den modernen Stil mit der Hintereinanderordnung der Hallen, der Aufstellung der Türme für Glocke und Pauke im ersten Hof und der Verweisung der Pagode in den Außenbezirk. Auf der nächsten Seite gehen die Bilder weiter, zunächst Caitya-Reliquiare und Tempelhof einer Lamaserei. Dann kommen nach einer Opfergabe (wo aufgenommen?

lamaistische Gegend) Priester als Typen und als Funktionäre. Auf Bild 5 wird ein tibetischer Großlama gezeigt, und zwar in seiner Alltagstracht von chinesischem Schnitt. Nur der Amtshut zeigt den Geistlichen an. Es wäre für den Zweck der Illustrationen richtiger, einen Großlama in vollem Priesterornat abzubilden. Bei Bild 6 (indische Mönche) fehlt ebenfalls die Angabe des Landes, desgleichen bei Bild 9. Verschwinden muß auf alle Fälle Bild II, 8. Denn dieses zeigt überhaupt nicht buddhistische Priester, sondern taoistische! Sie sind deutlich kenntlich an ihrer Haartracht, ihrem Barett mit Öffnung für den Haarknoten und dem Schnitt ihres Ornates.

Wir hoffen nun, daß der Verlag in den kommenden Bänden das Versäumte, soweit wie noch möglich, nachholt, besonders durch Artikel wie „Chinesischer Buddhismus“ und „Japanischer Buddhismus“ (ein Artikel „Lamaismus“ ist bereits vorgesehen).

Schließlich ist ja eine zu kurze Darstellung, wenn wir über die wenigen Versehen hinwegsehen, fast nur ein Schönheitsfehler. Im übrigen ist man aber sehr erfreut, daß die asiatischen Kulturkreise in dieser Auflage, soweit es der Raum zuließ, eine gesteigerte Beachtung gefunden haben, sei es durch neue eigene Artikel (so z. B. über die Mongolenstämme, wie die Burjäten), sei es durch Hinweis im Texte anderer Artikel (so z. B. unter „Bronzekunst“ Hinweis auf die altchinesische Bronzezeit — mit der Abbildung einer sakralen Kanne —). Alles in allem genommen können wir also den Verlag zu seinem großen Werke dankbar begrüßen. Erwin Rousselle.

Lao-P'ong-Yo, Le Double Dragon Chinois jaune ou rouge? Paris, J. Peyronnet et Cie Editeurs, 7 Rue de Valois, 1927.

In diesem sehr verdienstvollen Buch setzt sich der Autor mit der Frage auseinander, ob China den Ideen des Bolschewismus zugänglich ist oder nicht. Es ist wohl nicht übereilt

zu behaupten, daß die Ereignisse ihm inzwischen recht gegeben haben in der Annahme, daß die bolschewistische Idee niemals die starken Bollwerke der chinesischen Kultur, die durch die Jahrtausende begründete Weisheit seiner Philosophen und seine soziale, auf der Institution der Familie beruhende Schichtung überrennen werde. Doch ist dies Buch in weit höherem Maße wertvoll als eine politische Studie aktuellen Inhalts. Es gibt einen sehr gut gesehenen und tiefgründigen Überblick über die wirtschaftsgeographische Situation, über die Volksmentalität und namentlich über die moderne Geschichte sowohl politischer wie ökonomischer Art. Jeder einzelne Stand wird genau analysiert und in seinen Zusammenhängen und seinem zu erwartenden Schicksal beschrieben. Die Stellung der Frau, die Stellung der chinesischen Jugend, die Stellung der führenden Köpfe des heutigen Chinas, schließlich die Stellung der einzelnen Mächte zu China wird klargelegt. Ein Anhang bringt Angaben über die chinesische Sprache, das chinesische Maß- und Münzsystem und politische Dokumente. Wenn auch die Geschichte inzwischen in manchen Punkten weitergegangen ist, so ist doch dieses gründliche Buch noch immer eine sehr empfehlenswerte Einführung in den Geist des modernen China.

Hm.

Ph. C. Visser, Zwischen Karakorum und Hindukusch. Eine Reise nach dem unbekanntesten Herzen Asiens, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1928.

Der Verfasser legt in vorliegendem Band die Erlebnisse nieder, die ihm und seiner Frau

auf der bekannten Karakorum-Expedition im Jahre 1926 zustießen. Es ist dem Verfasser auf dieser Expedition gelungen, weite Strecken unerforschten Gebiets zu entdecken, die für den Naturfreund und namentlich für den Alpinisten von hohem Interesse sind. Schon allein die sportlichen Leistungen, die diese Expedition in der Gletscherwelt der asiatischen Hochplateaus absolvierte, rufen Bewunderung hervor. Eine ganze Serie von unbekanntem Riesengletschern wurde von ihnen neu entdeckt und bewandert. Das Buch gibt in allen seinen Teilen ein anschauliches Bild dieses Teils der Welt, an dem sich schon so viele Forscher versucht haben. Die Schilderung ist flüssig, und die folkloristischen Betrachtungen sind geschickt und gut gesehen. Dem Buch sind eine Reihe interessanter und gut gelungener Aufnahmen des Verfassers beigegeben, die dazu beitragen, diese abenteuerliche Welt, in der sich tropische und arktische Klimate fast unmittelbar berühren, dem Leser nahezubringen.

Hm.

Otto Gmelin: Temudschin, der Herr der Erde. Roman. Jena, Eug. Diederichs. 1. bis 3. Tsd. 1925. 318 Seiten.

Die bekannte Gestaltungskraft des Verfassers bewährt sich auch hier, wo er den blutigen Aufstieg Dschingis Khans zum Stoff gewählt hat. Daß trotzdem die Umwandlung des alles zertretenden Kriegsherrn zum milde verzichtenden Weisen ein wenig überraschend wirkt, liegt wohl daran, daß tiefste Erlebnisse großer Menschen sich der dichterischen Darstellung letzten Endes doch entziehen.

M. F.

## ZU DEN ABBILDUNGEN

Das Titelbild ist eine Reproduktion nach einem altchinesischen Holzschnittbildnis des Dichters Du Fu. Die Inschrift links oben gibt seinen Titel als Beamter im Arbeitsministeri-

um und seinen Namen wieder. Die Zeichen rechts unten besagen, daß das Bild gemalt ist von Dun Guan Tschau und in Holz geschnitten von Dschang Ting Yü.